

**Druckversion**

RM-Home / Christ und Welt / Geist & Glaube

LEHRE / Eine Wissenschaftstradition lebt auf

Die Kippa hat Seltenheitswert

Autor: SABINE LAERUM

Auf den ersten Blick unterscheidet sich ein Literaturseminar an der Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien kaum von dem an einer beliebigen Universität. Jeden Dienstag analysiert Alfred Bodenheimer, Professor für jüdische und hebräische Literatur, hier mit zehn Studenten Texte von Samuel Josef Agnon, der als einziger israelischer Schriftsteller 1966 den Literaturnobelpreis bekam.

Auf den zweiten Blick ist dieses Seminar aber doch etwas Besonderes. Hier wird nicht nur Literatur besprochen. Es beheimatet sich eine neue jüdische Wissenschaftstradition, deren Wurzeln durch den Holocaust in Deutschland nahezu gekappt worden waren. Als der Zentralrat der Juden in Deutschland die Hochschule vor 25 Jahren gründete, war das ein enormes Hoffungszeichen er vertraute darauf, dass es künftig wieder jüdische Kultur in Deutschland und somit auch die Notwendigkeit nach judaistisch ausgebildeten Lehrkräften geben würde. Bund und Länder trugen diese Hoffnung finanziell von Anbeginn mit. Lange musste sich die Hochschule allerdings mit Gastdozenten aus den USA und Israel behelfen. Erst seit etwa drei Jahren lehrt ein fester Stamm von Wissenschaftlern. Vorbild Berlin

Wenn Alfred Bodenheimer heute mit seinen Studenten Agnons Texte bespricht, knüpft er an alte jüdische Wissenschaftstradition an: Das Vorbild der Heidelberger Lehre ist die Berliner Hochschule für Wissenschaft des Judentums, in der bis in die 1940er Jahre Rabbiner in Deutschland ausgebildet wurden. Die Ausbildungsfächer sind dieselben wie damals und spiegeln das Spektrum jüdischer Wissenstraditionen wider: Bibel, Talmud, Mischna, jüdische Kunst, Geschichte, Literatur, Musik und Philosophie werden ebenso gelehrt wie Hebräisch, Aramäisch und Jiddisch.

Ursprünglich wollte der Germanist sich gar nicht auf hebräische und jüdische Literatur spezialisieren. Aber als in Deutschland die Mauer fiel, inspirierte ihn das zum Thema seiner Magisterarbeit: Mit Bezug auf die Revolution von 1918/19 analysierte er Ernst Tollers Roman Eine Jugend in Deutschland sowie Alfred Döblins November 1918 beide sind jüdische Autoren.

Dass aus dem Zufall längst eine Herzenssache wurde, zeigen nicht nur eine lange Publikationsliste und frühere Lehraufträge in Jerusalem. Der 39-Jährige pendelt zwischen der Teilzeitprofessur in Heidelberg und einer zweiten am Institut für Jüdische Studien an der Uni Basel, mit seiner Familie lebt er in Zürich. Als Schweizer kommt Alfred Bodenheimer aus einer weitgehend unversehrten, tief verwurzelten Tradition des Judentums; einer seiner Vorfahren hat das orthodoxe Rabbinerseminar in Berlin gegründet: In meiner Familie scherzen wir deswegen: Mit uns ist es wie mit den Kartoffeln das Beste liegt unter

der Erde.
Totalitäre Norm

Das Judentum in Deutschland empfand Alfred Bodenheimer zunächst als fremd. Weil es hier nicht die ungebrochene Tradition gibt, mit der ich aufgewachsen bin meine nähere Familie lebte zur Zeit der Schoah schon in der Schweiz. So geht das Jüdische für den Vater von drei Kindern über eine Selbstdefinition des Überlebenden und Verfolgten weit hinaus, und er lebt seine Religion sehr selbstverständlich.

In seinem Beruf sei es aber egal, dass er praktizierender Jude sei. Er lehre ein akademisches Fach und zeige Studenten, wie sie einen Text wissenschaftlich analysieren können. Was hebräische Literatur ist, definiert sich dabei schon durch die Sprache. Aber was ist das Jüdische an einem Text? Sobald man den Begriff „jüdische Literatur“ definiert, folgt daraus eine fast totalitäre Norm. Die macht unfrei und Literatur ist frei. Darum muss man immer das einzelne Werk betrachten, sagt Bodenheimer. Doch gerade in Deutschland sind Lehrer, die ihr Judentum selbstverständlich leben, für die Studenten besonders wichtig. Denn neben dem wissenschaftlichen Ansatz spielt immer auch die Persönlichkeit des Lehrers eine Rolle. Ob einer die Kippa auf dem Hinterkopf trägt wie Alfred Bodenheimer, bekommt allein schon deshalb ein stärkeres Gewicht, weil in Deutschland Zeichen praktizierten Judentums noch immer spärlich zu sehen sind.
Koschere Mensa

Der Heidelberger Hochschulalltag schlägt da eine Brücke, ist er doch in Details von jüdischem Leben geprägt. Es gibt eine Mensa mit koscherem Essen, am Rande der Handwaschbecken im Flur steht jeweils ein verzierter Zinnbecher, mit dem sich Gläubige die Hände mit Wasser übergießen und ein segnendes Gebet sprechen, bevor sie Brot essen. Auch hängt in allen drei Gebäuden der Hochschule am rechten inneren Türpfosten der Arbeitsräume auf Augenhöhe eine Mesusa: ein etwa zeigefingerlanges Gehäuse, das ein Pergament mit den handgeschriebenen Versen des fünften Buches Mose, Kapitel 6,49 enthält und daran erinnert, das Haus zu heiligen.

Nichtjüdischen Studenten gibt das alles interessante Einblicke, den jüdischen Studenten mag es weit mehr bedeuten. Denn neben der wissenschaftlichen Ausbildung steht an der Hochschule auch die Identitätsfindung der Juden in Deutschland im Zentrum. Hier werden einzigartig in Deutschland Religionslehrer ausgebildet; geplant ist eine Grundausbildung zum Rabbiner. Deren Vollausbildung findet an Talmudhochschulen in New York und Jerusalem statt, wo auch Alfred Bodenheimer ein Jahr studierte. Der Beruf des Religionslehrers kommt derzeit für die 56 jüdischen Studenten infrage, ihre 110 Kommilitonen anderen Glaubens können als Magister abschließen. Auch eine Promotion ist möglich, die staatlich anerkannte Hochschule kooperiert eng mit der Universität Heidelberg.

So wie Alfred Bodenheimer seinen Kindern besonders über die persönliche Beziehung das Judentum vermitteln will, indem er ihnen ein ernsthafter Gesprächspartner sein möchte, mit dem sie sich identifizieren können, prägt er über die Literatur auch seine Studenten. Über Agnons Erzählungen etwa. An der Geschichte eines Arztes, der seiner Eifersucht auf einen früheren Liebhaber seiner Frau nicht Herr wird und ihr schließlich den Scheidebrief gibt, öffnet sich rasch ein Fenster zu theologischen Fragen.

Lässt Agnon den Protagonisten der Geschichte Arzt sein, weil Gott in der Thora auch als Arzt bezeichnet wird? Handelt es sich um eine Allegorie? Erzählt Agnon indirekt vom eifersüchtigen Gott, den die Bibel beschreibt? In jedem Germanistik-Seminar könnten solche Fragen

besprochen werden, an der Heidelberger Hochschule haben sie eine andere Dimension, weil sie bewusst Einblick in die jüdische Wissenschaftstradition geben: Das Judentum macht sich nicht an Ritualen und Regeln fest. Es ist eine Kollektiverfahrung und das Bewusstsein von geistigem Eigentum, einer uralten Tradition des Denkens, der Diskussion, der Auseinandersetzung, sagt Bodenheimer.

© Rheinischer Merkur Nr. 02, 13.01.2005

../cw/gg_050205.html

Copyright Rheinischer Merkur Online 2003 - www.merkur.de